

## Selbst eine erfolgreiche Jagd kann unglücklich enden

Gorkat setzte seinen Sohn Sustraach in die Astgabel einer Eiche, verknotete die beiden Taschen mit seinen Habseligkeiten an den Tragriemen und warf sie über einen Ast. Dann reichte er Sustraach die kleine Enahera hinauf und schärfte ihm ein, dass er das kleine Schwesterchen unter allen Umständen ganz fest halten sollte. Gleichgültig was passieren würde. Alona verknotete ebenfalls ihre beiden Leinenbeutel an den Tragriemen und warf sie über einen Ast der Eiche. Dann griffen sie zu ihren Fichtenholzspeeren mit den Spitzen aus Hirschgeweih und folgten der breiten Spur, die eine Rotte Wildschweine am Waldrand entlang gepflügt hatte.

„Wir müssen versuchen, ein altes oder krankes Tier von den anderen abzusondern“, raunte Gorkat Alona zu. Das wusste Alona aber auch so. Sie half ihrem Mann schließlich nicht zum ersten Mal bei der Jagd. „Wenn wir es mit der ganzen Rotte zu tun kriegen“, flüsterte Gorkat weiter, „dann wird es ungemütlich.“

„Dann sind wir tot“, stellte Alona trocken und sachlich fest, „und unsere Kinder verhungern in einer Astgabel.“ Alona mochte die Jagd nicht, aber sie sah ein, dass sie vor Einbruch des Winters noch Fleischvorräte anlegen mussten, wenn sie am Ende des Winters nicht hungern wollten. Genaugenommen war sie eine recht gute Jägerin.

Gorkat hätte auch lieber Jagd auf ein Reh, einen Steinbock oder ein Rentier gemacht, zumal sie noch ganz gut ein paar Stücke aus weichem, warmem Leder gebrauchen konnten. Aber als Jäger darf man nicht wählerisch sein. „Hirsche oder Wildrinder sind zu groß für uns, und Hasen sind zu flink“, brummte er in seinen Bart. Dann schwiegen sie. Die Spur wurde frischer, wie man leicht an der dunkleren Färbung der umgegrabenen Grassoden erkennen konnte.

Nach einer halben Stunde sahen sie die Rotte. Die Schweine suhlten sich in einer Pfütze, was verständlich war, denn in diesem Herbst gab es besonders viele Stechmücken. Instinktiv schlugen Gorkat und Alona die Richtung ein, die sie auf die windabgewandte Seite brachte, und erkletterten einen Baum, von dem sie annehmen durften, dass die Schweine in der Nähe vorbeikommen würden.

Es dauerte recht lange, bis die Wildschweine endlich weiterzogen und sich dabei auch dem Baum näherten. Gorkat deutete schließlich auf eine Bache, die als eine der Letzten vorbeihumpelte. Das Tier war sichtlich geschwächt. Beide Speere bohrten sich fast gleichzeitig in den Rücken der Wildsau.

Bevor die anderen Wildschweine Front gegen sie machen konnten, vollführten Alona und Gorkat einen derartigen Höllenspektakel auf ihrem Baum, dass die Rotte die Flucht ergriff. Die Bache brach nach ein paar hundert Metern zusammen. Gorkat hatte keine Mühe, ihr seinen Speer aus dem Rücken zu ziehen und seitlich in den Hals zu stoßen. Das Blut quoll erst blubbernd, dann dick und rot auf die Erde.

Mit seinem Feuersteindolch schlitze Gorkat die Bache am Bauch auf und ließ die Eingeweide herausquellen. Herz, Leber und Nieren umwickelte er mit Farnkraut und steckte sie wieder in die Bauchhöhle. Dann schnitt er einen kräftigen Ast von einer Fichte, wälzte die Sau darauf und begann zu ziehen. Alona wollte gerade mit anpacken, als sie die abgebrochene Feuersteinspitze eines Speeres in der hinteren Flanke entdeckte. „Auf die hatte es schon jemand abgesehen“, vermutete sie. „Dann sind Menschen in der Nähe“, folgerte Gorkat. „Wir sollten uns beeilen.“

Alona und Gorkat waren schon fast bei der Eiche angekommen, auf der sie ihre Kinder zurückgelassen hatten, als sich mehrere Gestalten rasch auf sie zu bewegten. Ausweichen oder

Entkommen war unmöglich. Also blieben sie stehen, bis sie von vier Männern und fünf Frauen umringt waren. Sogar ein Halbwüchsiger und drei Kinder fanden angesichts ihrer Überzahl den Mut, Front gegen die Fremden zu machen. Ein großer, grobknochiger Mann baute sich vor Alona und Gorkat auf und behauptete: „Das Schwein gehört mir!“

„Nun mal sachte“, beschwichtigte Gorkat. „Wir haben das Wildschwein erlegt, folglich gehört es uns.“

„Aber ich habe meinen Speer zuerst in diese Bache gestoßen“, beharrte der Grobschlächtinge auf seinem Anspruch. Gorkat sah dem anderen fest in die Augen und sagte: „Das Schwein reicht für uns alle. Wenn wir es für uns alleine aufbrauchen wollten, würde mehr als die Hälfte verderben. Setzt euch her! Ich lade Euch ein.“

Diese Wendung hatte niemand erwartet, und so machten sich die Frauen über die Beute her. Der Grobschlächtinge fühlte sich überrumpelt, fügte sich aber vorerst drein. Eine Feuerstelle war rasch aus herumliegenden Steinen geschaffen, genügend Holz hatte man auch in wenigen Minuten gesammelt, und so grillten bald saftige Fleischstücke über der Flamme.

„Du sprichst so eigenartig“, sagte der Grobknochige zu Gorkat, woraufhin dieser versicherte, er habe auch Mühe, ihn und seine Leute zu verstehen. „Woher kommt Ihr, und was macht Ihr hier?“, fragte der Grobschlächtinge. Nach einer Pause, die man üblicherweise macht, um seinen Worten Gewicht zu verleihen, erzählte Gorkat, dass sie dem Lauf des großen Flusses aufwärts gefolgt seien, in der Hoffnung, auf Menschen zu treffen, denen sie sich anschließen könnten. In der alten Heimat, weiter südlich, sei es immer trockener und wärmer geworden, so dass man nicht mehr genug Nahrung gefunden hätte. Dass sie längere Zeit in komfortablen, festen Siedlungen gelebt hatten, erwähnte Gorkat vorsichtshalber nicht, weil er wusste, dass manche Jäger die Sesshaften verachteten. „Jaja, das Klima“, seufzte der Grobschlächtinge, zu dem die anderen Matir sagten. „Dass unsere Urgroßväter einmal Mammuts gejagt haben, das wissen die jungen Leute heute schon gar nicht mehr. Die Rentiere und die Steinböcke ziehen sich auch mehr und mehr in die Berge zurück.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Einen großen Hirsch sieht man auch nicht mehr alle Tage. Früher war das anders.“

Die Veränderungen in der Umwelt, vermutlich durch einen rapiden Klimawandel hervorgerufen, bildeten schon seit Jahren das Hauptgesprächsthema an den Lagerfeuern. Einerseits wurde das Leben angenehmer, denn die Temperaturen stiegen von Jahr zu Jahr ein wenig, andererseits gestaltete sich die Nahrungsbeschaffung immer schwieriger. „Das Großwild zieht sich in die Berge zurück, falls es nicht völlig verschwindet“, sagte Matir mit schwerer Stimme, „und für das Kleinwild taugen unsere Waffen nicht.“

Nach dem Essen stahl sich Alona heimlich fort, was nicht weiter auffiel. Man konnte sich denken, dass Alona und Gorkat ihr Gepäck an sicherem Ort versteckt hatten, bevor sie auf die Jagd gingen.

Alona brauchte nicht lange, um den Baum zu finden, auf dem sie ihre Kinder und ihre Habseligkeiten versteckt hatten. Sustraach umklammerte noch immer sein Schwesterchen Enahera, als müsse er es gegen alle Unbilden der Welt beschützen. Dabei war er gerade mal sieben Jahre alt. Enahera war fünf.

Alona hatte sich vorgestellt, dass sie in den Kreis der neuen Sippe treten und ihre beiden Kinder vorstellen würde. Das aber geschah nicht. Als sie sich dem Lagerfeuer näherte, gewahrte sie heftige Worte des Streites. Matir hatte argumentiert, dass man an Ort und Stelle bleiben müsse, wenn man Pflanzen anbaut. Man könne dann nicht mehr das Wild verfolgen. Und man würde von anderen Horden leicht ausgeraubt, wenn man im Winter über Nahrungsmittel verfüge, die die anderen gut gebrauchen könnten. Gorkat verkniff es sich, zu sagen, dass man als



der und seine Halbbrüder liefen genauso schmutzdelig herum, und auch die Frauen und die Kinder waren bei weitem nicht so adrett gekleidet wie Alona und ihre Kinder. Sie wusch ihre Leinenwäsche und die ihrer Kinder bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Alle in Matirs Truppe schmückte eine wilde, ungepflegte Haarpracht unbestimmter Färbung, während Alona ihr langes, schwarzes Haar allmorgendlich nach dem Kämmen zu einem ansehnlichen Zopf flocht. Früher hatten ihre Zähne zwei Reihen unwiderstehlich perlweißer Freundlichkeit hervorgezaubert, wenn sie lachte. Jetzt lachte sie nur noch selten. Und wenn, dann sehr verhalten.

Der Herbst währte lange und die Beeren wuchsen im Überfluss. Umso unangenehmer wurde der plötzliche Wintereinbruch empfunden. Man besaß nicht genügend Vorräte, und eine Höhle für die Überwinterung war auch noch nicht gefunden. Die ersten Schneeflocken nahm man wie gewohnt mit Gleichmut hin, aber bald gewann die Einsicht die Oberhand, dass das Thema Nahrungsbeschaffung am abendlichen Lagerfeuer immer öfter zur Sprache kam. In früheren Jahren war das auch so gewesen, aber dann hatte man doch einen Hirsch erlegt oder einen Auerochsen, und die Probleme des Hungers traten wieder in den Hintergrund. Diesmal aber nicht. Der Horde gehörten zu wenige Jäger an, um Großwild offen anzugreifen. Die meisten Frauen waren im Spätsommer niedergekommen und mussten sich um ihre Kinder kümmern, und mit nur vier Jägern Großwild anzugreifen erschien selbst dem ungehobelten Anführer dieser Rotte zu gefährlich, auch wenn er immer wieder einmal damit prahlte, eine solche Heldentat zu beabsichtigen. Wenn jemand Matir von der Seite ansah, knurrte der zurück, denn der Blick enthielt auch meistens die Frage, ob er eine Idee habe, wie man den Winter überleben könne.

Matir hatte natürlich keine Idee. Ideen waren eh nicht seine Stärke. Wer kann schon mit den Muskeln denken? Alona sagte eines Abends beim Feuer: „Wenn wir morgen nichts zu Essen bekommen, wird Inakit die nächsten Tage nicht überleben. Ich kann euer Tempo dann nicht mehr mithalten.“ Dass Matir, der Vater Inakits, von seinem Jungen kaum Notiz nahm, ertrug Alona mit Gleichmut. Seinen sieben anderen Kindern gegenüber verhielt er sich auch nicht wie ein liebevoller Vater, sondern wie ein Tyrann, der sich angeblich ständig abrackern muss, um seine Truppe durchzubringen. „Ein Mammut würde alle unsere Sorgen in Luft auflösen“, warf Erramun, der jüngere Bruder Matirs, so hin, was Matir augenblicklich in Rage brachte. „Hast du je ein Mammut gesehen?“, brüllte er. „Gibt es hier vielleicht welche? Und wenn, dann wären wir nie und nimmer Manns genug, eines zu töten. Schmink dir das ab!“ Von Mammut faselten die Jäger immer noch, obwohl die schon lange nicht mehr umherstapften. Die Wälder hatten ihnen die Lebensgrundlage entzogen. Vor langer Zeit schon. Mammut brauchten Graslandschaften, so weit das Auge reicht. Gras, Wiesen, Gras, Wiesen und Gras. Jetzt aber wuchsen Wälder mit dichtem Unterholz. Da hatten Mammut schlechte Karten. Das Laub der Bäume gehörte nicht zu ihren Delikatessen, und die dicken Bäuche zwischen den Baumstämmen hindurchzudrücken, das würde ihnen auch nicht behagen.

Nach anderthalb Tagen entdeckte einer der Jäger, dass der Boden wie das Hinterteil einer Wildsau federte. Er grub mit seinem Querbeil mühelos einen armtiefen Graben. Der Boden bestand aus hellem, weichem Ton. Auch Alona war beim Ausgraben von Wurzeln aufgefallen, dass der Boden in einer schmalen Senke, die von der Ebene in die Berge hinauf führte, weich und schmierig war. Als man kurz darauf eine Höhle für die Nacht fand, schlug sie vor, eine Fallgrube zu graben und mit Geäst und Laub für das Wild unsichtbar zu machen. Vielleicht fiel ein Tier hinein. Matir hielt das zwar für eine weibische Art des Jagens, aber der Hunger ließ die anderen so sehr murren, dass sie sich durchsetzten. Sie wollten etwas essen und nicht immer nur hinter unsichtbarem Wild herlaufen. Wie das Wild erlegt wurde, war ihnen genaugenommen wahnsinnig unwichtig. Egal ohne Ende. Wurscht in höchster Vollkommenheit. Sie hatten ganz einfach Hunger.

Die Hunde, zwei hochgradig unerzogene Bestien mit dem Verhalten heruntergekommener Wölfe, wurden zur Höhle gebracht und angebunden. Man wollte sie erst wieder loslassen, wenn ihre Hilfe bei der Jagd vonnöten war. Matirs jüngerer Bruder Erramun und die beiden Halbbrüder Ramin und Iratsch suchten eine enge Stelle, wo das Wild nicht ausweichen konnte, gruben eine große, tiefe Grube, deckten sie mit Reisig ab und glichen sie optisch weitgehend dem anderen Untergrund an.

Die Höhle war sehr klein, weshalb sich Alona mit ihren inzwischen drei Kindern in einem Felsüberhang ein paar Schritte weiter einrichtete. Sie verschloss den größten Teil vor dem Überhang mit Gestrüpp aus der Umgebung. Weil außer Matir keiner mehr weiter wollte, blieben sie hier und versuchten mit Fallen Wild zu erlegen. Unangenehmerweise blieben Anfang des Winters viele kleinere Tiere in ihren Verstecken und besuchten nur die Stellen im Wald, an denen sie Futter für den Winter unberührt gelassen hatten. Erst am Ende des Winters würde sich das Fallenstellen wieder lohnen.

Die älteste Frau der Horde und Matirs jüngster Halbbruder hatten sich zum Sterben niedergelegt. Sie ließen sich auch nicht mehr zu neuen Taten bewegen, als Matir verkündete, dass ein Rentier in die Grube gefallen sei. Er hatte es bereits mit einer Lanze erlegt und bat seinen Bruder und die beiden Halbbrüder, ihm beim Herausziehen aus der Fallgrube zu helfen. Auch Sustraach ging mit zu der Grube, obwohl er mit seinen neun Jahren noch nicht viel zu helfen vermochte.

Ohne sich etwas dabei zu denken, nahm Sustraach eine handvoll Ton von dem Aushub mit in den Felsüberhang seiner Mutter und knetete daraus eine menschenähnliche Figur, zu der er Papa sagte. Matir, der zufällig an dem Unterstand vorbeikam, hörte das, nahm Sustraach die Figur weg und warf sie ins Feuer. Alona hielt Sustraach rasch den Mund zu, damit Matir nicht zu noch mehr Unheil gereizt würde und zischte leise: „Ich könnte ihn umbringen!“ Dann versammelte sich die Horde am Lagerfeuer vor der Höhle und begann zu essen. Am nächsten Morgen fand Sustraach die kleine Tonfigur in der heruntergebrannten Feuerstelle. Sie war ganz hart geworden, die Tonfigur. Als sei sie jetzt aus Stein. Er wickelte den ‚Papa‘ in einen Stofffetzen und verstaute ihn in seinem Tragebeutel.

Zwei Tage später starb der jüngste Halbbruder Matirs und fünf Tage später die älteste seiner Frauen. Für die beiden wurde das Rentier zu spät erbeutet. Beide Ereignisse quittierte Matir mit ausladenden Armbewegungen und unverständlichem Gepolter, als werfe er den beiden mangelnden Durchhaltewillen vor. Als seien sie dahingedarbt wie Eichhörnchen, die die Nüsse nicht mehr fanden, die sie im Herbst vergraben hatten, während er, die listige Ratte, Tage des Hungers dadurch strafte, dass er sie einfach nicht wahrnahm. Der Rest der Horde überlebte den Winter, weil noch ein weiteres Rentier, ein Reh und ein Wildschwein so unvorsichtig waren, in der Fallgrube ihr Leben auszuhauchen. Trotzdem beschlich Matir das Gefühl, beträchtlich an Ansehen verloren zu haben.

Immer, wenn es mit der Nahrung knapp wurde, dachte Alona daran, dass man sich ja auch von pflanzlicher Kost ernähren kann. Dabei hatte sie weniger die Beeren und Wurzeln im Sinn, die man gelegentlich, sozusagen im Vorübergehen, ab- oder ausrupfte und zu sich nahm, wenn man sie denn zufällig fand, sondern daran, dass es schon zum Wissen der Menschheit gehörte, wie man Getreide, Erbsen und Linsen anbauen kann. Im Frühjahr aussäen und im Herbst ernten. „Aber mach das mal einem geistig unterentwickelten Muskelprotz klar. Der verwechselt sich doch ständig mit einem Wolfsrudelführer. Totgeschlagen wäre der für alle nützlicher.“

## Auch umherstreifende Horden leiden unter Sachzwängen

Im folgenden Frühjahr zog man weiter. Das Herumsitzen und Warten war nicht nach Matirs Geschmack. Auch seinen Bruder Erramun und seinen Halbbruder Ramin hielt es nicht mehr am Ort. Sie wollten Wild aufspüren und erlegen. Das war ihr Lebenszweck. Sie kannten nichts anderes. Weil Matir aber nicht noch einmal die Schmach mit einer Fallgrube erleiden wollte, ging er die Sache besonders eifrig an, wenn der Winter nahte. Das hatte zur Folge, dass sie ihr gewohntes Gebiet verlassen mussten, denn dort, wo sie üblicherweise jagten, gab es nicht mehr viel Wild. Nicht, dass sie alles Essbare erjagt hätten. Nein, das ganz gewiss nicht. Sie hatten es vertrieben.

Im folgenden Jahr gebar Alona wieder einen Sohn, von dem Matir – wie üblich – kaum Notiz nahm. Dass sie ihn Haitaz nannte, schien ihn auch nicht sonderlich zu interessieren. Kinder waren für Matir Unmündige, die den Mund zu halten und zu parieren hatten.

Im Herbst jedenfalls nahmen sie ihre Speere fester in die Hand und drangen in das eine oder andere angrenzende Gebiet ein. Aber auch hier war gejagt worden. Vermutlich von der Gruppe, die sich in diesem Gebiet bevorzugt aufhielt. Matirs Horde musste jeden Herbst ein wenig weiter in fremde Territorien eindringen, und traf trotzdem auf kein Wild, wenn man einmal von ein paar Hasen und einem Reh absah. Die Rentiere stiegen um diese Jahreszeit von den Bergen, um in dem wärmeren Tiefland zu überwintern. Also legten sie sich jeden Herbst am Ausgang eines Taleinschnitts auf die Lauer. Es ließen sich aber nur selten Rentiere sehen. Und die meisten konnten fliehen, lange bevor ihnen Matirs Trupp gefährlich wurde.

»»»»»»»»»»      ««««««««««

Ungeduldiger als sich das bei anderen Jägern beobachten ließ, trieb Matir seine Leute an, am Fuße des Gebirges entlang zu pirschen und nach Wild Ausschau zu halten. „Ihr dürft euch nicht blicken lassen!“, schärfte er seinen Mitstreitern ein, als ob die das nicht selbst wüssten. „Immer auf der windabgewandten Seite bleiben!“, predigte er, als wäre das eine neue Erkenntnis. „Die Augen offen halten!“, war seine eindringlichste Anweisung, als sei die Pirsch mit geschlossenen Augen der Normalzustand. „Wie soll man bei so einer Strategie Erfolg haben?“, fragte sich Alona und beschloss, ihren Ärger hinunterzuschlucken. Was wäre für sie eine Alternative gewesen? Trotzdem – oder deshalb? – trafen sie auch in diesem Herbst nur selten auf jagdbares Wild. Aber auf eine andere Gruppe.

Es mochten zwölf Erwachsene sein und fünf Kinder. Aus der Art, wie sich die Männer der größeren Gruppe bewegten, schloss Matir, dass sie dieses Gebiet als das ihre betrachteten. Matir blieb also stehen und forderte seine Leute mit einer Handbewegung auf, ebenfalls stehen zu bleiben. Als die andere Gruppe wenige Schritte vor Matirs Horde halt machte, trat ihr Anführer einen Schritt vor und sagte: „Ich bin Benat. Wir leben hier seit langer Zeit. Wer seid ihr, und was wollt ihr hier?“

Matir, dem selbstverständlich bewusst war, dass er gegen diese Übermacht keine Chance hatte, trat ebenfalls einen Schritt vor und erwiderte: „Ich bin Matir. Unser Gebiet grenzt offenbar an das Eure. Wir haben in diesem Herbst nicht genug Wild erlegt, weil es zurzeit in unserem Gebiet fast kein Wild gibt. Es ist die Not, die uns andernorts nach Essbarem Ausschau halten lässt.“ Nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Ich hoffe, ihr habt dafür Verständnis.“

Benat schien zu überlegen, wie er sich in diesem Fall verhalten sollte. Jedenfalls antwortete er nicht sofort. Man sah ihm an, dass er sich am liebsten mit seinen Männern beraten hätte, aber

das konnte ihm als Schwäche ausgelegt werden. Also musste er eine möglichst kluge Entscheidung treffen. Aber welche?

Noch während Benat mit sich rang trat Alona aus ihrer Gruppe heraus, stellte sich vor Benat auf und fragte ihn: „Was ist das für ein hübsches Ding, das du da an einer Schnur um den Hals trägst? Ich kenne den Schmuck nicht.“

„Das ist kein Schmuck“, entgegnete Benat. „Das ist ein Obsidianmesser.“

„Ist das scharf?“, fragte Alona und Benat erwiderte, indem er leicht mit dem Kopf nickte, „das kann man wohl sagen. Stumpf ist es jedenfalls nicht.“

„Darf ich es mir einmal ansehen“, bat Alona, woraufhin Benat das Messer mit der Schnur von seinem Hals nestelte und es Alona reichte. Alona besah sich das Messer einen Moment, drehte sich dann abrupt um und stieß den Dolch Matir bis ans Heft in die Brust. Dann zog sie das Messer wieder heraus, gab es Benat zurück und sagte: „Du hast recht. Es ist sehr scharf.“

Matir wälzte sich nur kurz am Boden, dann ließen seine Bewegungen nach und er rührte sich nicht mehr. „Er hat mir viel Leid angetan“, erklärte Alona den Neuankömmlingen. „Darf ich mich euch anschließen?“ Das daraufhin einsetzende Gemurmel wertete Alona als Zustimmung und trat hinter Benat in die andere Gruppe. Auch Sustraach und Enahera, Alonas und Gorkats Kinder, lösten sich rasch aus ihrer Horde, huschten hinüber in die neue Gruppe und gesellten sich zu ihrer Mutter.

Erramun, der einerseits vor Wut kochte, andererseits die Nachfolge seines toten Bruders anzutreten hatte, wäre am liebsten auf Alona und die andere Gruppe losgegangen. Aber er hatte zu bedenken, dass gegen diese Übermacht keine Chance bestand. Ein Angriff würde die Hälfte seiner Leute das Leben kosten, wenn nicht mehr. Also ging er langsam rückwärts, und seine Leute taten es ihm gleich. Auch sie wichen vor der Übermacht. Nur Inakit und Haitaz, die Kinder, die Alona mit Matir – mehr oder weniger gegen ihren Willen – geboren hatte, blieben stehen. Inakit war unschlüssig, wie er sich entscheiden sollte, und Haitaz tat stets alles seinem größeren Bruder nach. Dass sie sich schließlich der neuen Gruppe anschlossen, schien Alona nicht wahrzunehmen. Und wenn sie es bemerkt hätte, wäre es ihr vermutlich gleichgültig gewesen. Bestenfalls.

„Was passiert denn jetzt mit dem Toten?“ fragte Benat in die Runde, wobei er besonders Alona ansah. „Da sollen sich die anderen drum kümmern“, ließ sie ihre Meinung wissen und warf ihren schwarzen Zopf in den Rücken. „Das ist eine ganz üble Bande“, fuhr sie fort. „Je weniger von denen herumlaufen, desto besser.“

Inakit war schon in der Lage, die Worte seiner Mutter zu deuten und rümpfte die Nase. Den Vater einfach so zu erstechen erschien ihm ...? Also gutheißen konnte er das nicht. Auch wenn dieser Vater so gut wie nie Notiz von ihm genommen hatte. Das sagte er auch seinem Bruder Haitaz, aber der war offenbar noch zu klein, um das zu verstehen.

Benat sah sich zum ersten Mal in einer Situation, die er nicht verstand. Da kommt ihm eine Horde entgegen, der er in keiner Weise feindlich gegenübertritt, und dann greift so ein Weib, ein unverschämt gut aussehendes Weib müsste er sich eigentlich eingestehen, zu seinem Messer und ersticht den Anführer. Was soll man dazu denken? „Zoff gibt es in jeder Gemeinschaft“, dachte er. „Das weiß man als erfahrener Mensch und bemüht sich um entsprechenden Ausgleich. Aber man bringt doch nicht seinen Chef um? Es sei denn, der hat Schlimmes auf dem Kerbholz.“ Der Grobknochige hatte auf ihn aber nicht den Eindruck gemacht, als hätte er Sünden begehen müssen, um sich durchzusetzen.

Benat beschloss, die beiden fast erwachsenen Kinder auszufragen, sobald sich eine Gelegenheit ergäbe. Von der Frau, da war er ganz sicher, würde er die Wahrheit über die Hintergründe

nie erfahren. Die erschien ihm zu stolz. Und verbittert schien sie auch zu sein. Zu den beiden jüngeren Buben hatte sie kein herzliches Verhältnis. Das war allen sofort aufgefallen. Was war das nur für ein Verein?

Ob in Benats Gruppe auch Zeiten des Hungers durchgestanden werden mussten, wie sie das öfter bei Matir erlebt hatte, ließ sich für Alona jetzt noch nicht absehen. Sie dachte oft an die Möglichkeit, sich auch von Pflanzen wie Getreide, Erbsen und Linsen zu ernähren, aber sie scheute sich, das Thema anzuschneiden. Als sie noch Matir gehorchen musste, hatte sie nicht einmal im Traum daran gedacht, das Thema zur Sprache zu bringen. Der wäre imstande gewesen und hätte sie erschlagen. Benat ist zwar nicht gewalttätig, aber welche Ansicht er zu dem Thema Sesshaftigkeit hat, wagte sie nicht zu ergründen. Selbst als sie einmal in der Nähe ihrer früheren Behausung lagerten, sagte sie kein Wort. Und dabei hätte sie gerne einmal nachgeschaut, was aus den Feldern geworden war. Ob es sie noch gab? Wenn niemand die Felder pflegte, waren sie natürlich verwildert. Aber auch dann sollten dort mehr Nutzpflanzen wachsen als Unkraut.

Benats Schar zählte mit siebzehn Menschen mehr Personen als die üblichen Gruppen – für die fünfzehn Mitglieder schon problematisch waren. Das hatte einen ganz einfachen Grund. Benat beherrschte die Speerschleuder besser als die meisten anderen, hatte deshalb bei der Jagd mehr Erfolg und konnte eine größere Gruppe ernähren als die anderen. Die Speerschleuder bestand aus einem Holz von etwa der doppelten Länge einer Elle, hatte hinten einen Griff und vorn einen Dorn, in den die hintere Kuhle des kurzen Speers eingelegt wurde. Schleuderte man den Speer, flog er sehr viel weiter als ein aus der Hand geworfener Speer, aber mit der Treffsicherheit war es meistens nicht weit her. Der aus der Hand geschleuderte Speer traf weitaus besser. Außer bei Benat. Der schleuderte den Kurzspeer nicht nur dreimal so weit wie den Wurfspeer, sondern traf auch dann noch besser als mancher Wurfspeerwerfer auf kurze Entfernung. Das sicherte ihm ein großes Revier.

Trotzdem dachte Benat daran, seinen Trupp zu teilen. Sein Bruder Patschi beherrschte die Jagd mit der Speerschleuder ebenfalls recht gut. Wenn sie sich teilten, aber freundschaftlich verbunden blieben, konnte das bei der Nahrungsbeschaffung von Vorteil sein. Die fünf Personen, um die sich sein Trupp kürzlich vermehrt hatte, würden früher oder später zum Problem werden. Gewiss, die Kinder waren noch klein, aber Kinder wachsen bekanntlich schnell. Und zweiundzwanzig Personen kann eine umherstreifende Gruppe auch dann nicht ernähren, wenn sie über zwei Speerschleuderexperten verfügt. So viel Wild läuft ganz einfach nicht pro Jagdgebiet herum.

Am abendlichen Lagerfeuer besprachen sie die neue Situation, wobei sich Alona wunderte, dass auch alle anderen dazu ihre Meinung äußern durften. Bei Matir wäre das undenkbar gewesen. Der hatte immer nur vor sich hingesabbelt und dann seinen Beschluss der Horde mitgeteilt. Hier am Lagerfeuer meldeten sich sogar die Frauen zu Wort und wurden nicht nur nicht niedergebrüllt, ihre Vorschläge wurden genauso wie die der Männer aufgegriffen, erwo-gen, diskutiert und am Schluss ausgewertet wie die Beiträge aller anderen auch. Es kam sehr viel Vernünftiges dabei zur Sprache. Am Schluss aber fasste Benat alle Beiträge in einem Vortrag zusammen und ließ dann abstimmen. Man beschloss die Teilung.

**Leseprobe 3** (Seite 47 - 54)

## Irgendwann musste ja mal eine moderne Familie entstehen

Spät am Abend schälten sich die Gäste aus ihren Nachtgewändern – wenn man die ledernen Kleidungsstücke, die sie im Freien nachts vor der Kälte schützten, als solche bezeichnen will. Jetzt musste der Alltag irgendwie ans Laufen gebracht werden, denn man war inzwischen wie-



wieder munter und hatte Hunger. Lizar und Markel grillten die Reste des von Patschis Trupp erbeuteten Jagdwilds und äußerten Bedenken wegen der Versorgung der nächsten Tage. Alona deutete jedoch an, dass die Aussichten auf Nahrung gar nicht so schlecht seien, wenn man nicht unbedingt an gegrilltes Fleisch denke. „Was denn sonst?“, wollte Lizar wissen und Alona erwiderte, dass man sich auch an Pflanzen satt essen könne. „Es ist bald Winter“, begehrte Patschi auf. „Wo willst du denn jetzt frische Pflanzennahrung hernehmen?“ – „Versprechen kann ich nichts“, erwiderte Alona, „aber wenn wir Glück haben, dann finden wir morgen Getreide und Gemüse.“ Patschi schüttelte das Haupt und vermutete, dass die Anstrengungen der letzten Tage ihrem Verstand abträglich gewesen sein könnten. Das sagte er aber nicht laut, denn so etwas zu sagen gehörte sich einfach nicht. Das durfte man allenfalls denken, aber auch nur, wenn man es für sich behielt.

Itizare wunderte sich über die Leichtfüßigkeit Alonas und sagte: „Du bist doch auch nicht mehr die Jüngste. Jedenfalls hast du sechs Kinder. Da hast du wohl selbst als Kind viel laufen müssen.“ – „Nein“, entgegnete Alona, „ich habe weiter unten am Fluss lange Zeit mit meinen Eltern in einem bequemen Haus gelebt.“ Dann erzählte sie, dass sie große Felder hatten, auf denen sie Getreide und Gemüse anbauten. Der Vater musste nur selten auf die Jagd gehen. Eigentlich nur, um den Geschmack des Breies, den sie täglich aus den angebauten Pflanzen durch Anrühren mit Wasser herstellten, mit etwas Gebratenem aufzubessern. Die Gruppe musste sich aber nie Gedanken über den nächsten Tag machen. Es gab stets und allezeit genügend Getreide und Hülsenfrüchte zum Essen und auch reichlich Flachs, den sie zu Leintüchern webten, um daraus Kleider zu nähen. Die anderen Frauen sahen sie plötzlich erstaunt an. „Dann hast du deine Leinenkleidung selbst hergestellt?“, mutmaßte Mairena und Alona nickte leicht. „Ist das nicht furchtbar viel Arbeit?“, wollte Mairena wissen, aber Alona ging nicht weiter auf das Thema ein, sonst hätte sie womöglich noch Unterricht in Leinenverarbeitung erteilen müssen, und dafür war jetzt nicht der richtige Augenblick.

„Mein Vater war kein guter Jäger“, änderte Alona das Thema, „und haustiertaugliches Wild, wie zum Beispiel Ziegen, die er aus seiner alten Heimat in einem fernen Land kannte, hatte er nur selten angetroffen. In seiner neuen Heimat noch gar nicht. Ich war das Jüngste von sechs Kindern. Die älteren Töchter verließen nach und nach die Gruppe und schlossen sich umherziehenden Horden an. Die Söhne, also meine Brüder und Halbbrüder blieben, wie es der Sitte entsprach.“

Dann lernte sie eines Tages ihren Mann kennen, Gorkat. Alona erntete gerade Flachs für ein Tuch, als der Fremde auftauchte. Er gehörte zu einer Horde von Jägern und Sammlern, die – wie alle Jäger und Sammler – unter der Klimaerwärmung litt. Statt Grasland wuchsen immer mehr Wälder. Das Großwild wurde weniger, und das Kleinwild ließ sich mit Lanzen und Speeren nicht so leicht erjagen. Auch die Speerschleudern halfen nicht viel weiter, weil es nur wenige Männer gab, die mit diesen Geräten das Wild zu treffen verstanden. Die einzelnen Horden jagten sich immer öfter gegenseitig das Wild ab. Die Familie des jungen Mannes Gorkat wurde bei der Jagd von einer anderen Horde umgebracht. Er überlebte als einziger, weil er gerade mal hinter den Büschen war, als die Gegner über seine Sippe herfielen.

Alona verguckte sich in den jungen Burschen, der halb verhungert auf sie zutaumelte. Er lebte eine Weile mit Alonas Sippe, wo er den Ackerbau kennenlernte. Der sagte ihm nach und nach immer mehr zu. Trotzdem musste man eine Lösung finden, denn das Haus, das Alonas Vater, Naael für sich und seine Familie gebaut hatte, war nicht sehr groß, und es gab immer öfter Streit mit den Halbbrüdern. Die sahen in dem tüchtigen Gorkat einen Konkurrenten. Deshalb entschlossen sich Alona und Gorkat etwa zwei Jahre später, weiter flussaufwärts nach einer eigenen Siedlungsstätte zu suchen. Ihr Vater befürwortete diese Entscheidung, weil das Richtung Sonnenuntergang ging. „Ich habe aber damals nur halb verstanden, was er damit meinte“, räumte sie ein. „Später wurde es mir dann plötzlich klar.“

Alona und Gorkat wollten unter allen Umständen siedeln, denn das sesshafte Leben hatte sich als besonders angenehm herausgestellt. Weil sich Fleisch nicht lange lagern ließ, hängte man als Umherstreifender manchmal überfressen herum, und dann musste man wieder tagelang mit hungrigem Magen hinter irgendwelchem Viehzeug herlaufen, um satt zu werden. Auch wenn man mal gerade keine Lust aufs Jagen hatte oder sich nicht besonders gut fühlte. Das Wild schien sowieso immer der Meinung anzuhängen, dass man es dem Jäger nicht zu leicht machen sollte.

Alona und Gorkat bereiteten ihren Abschied sorgfältig vor. Hauptsächlich dadurch, dass sie von allen Getreidesorten sowie von Erbsen, Linsen und Flachs, Samen mitnahmen. Im Frühjahr, bald nach der Schneeschmelze, brachen sie auf. Die Hoffnung, alsbald eine geeignete Stelle zu finden, erfüllte sich nicht. Sie zogen mehrere Mondumläufe lang flussaufwärts. Einen guten Platz fanden sie schließlich, als sie einem kleinen Bach folgten, der aus dem Gebirge im Süden kam. Sie mussten nicht sehr weit vom Fluss aus in Richtung der Berge gehen, um eine Stelle zu finden, die ihnen für eine Ansiedlung mit Feldern recht gut geeignet schien. Unangenehmerweise bot der Platz nicht viele Versteckmöglichkeiten für den Anbau von Getreide und Gemüse, obwohl das Gelände für den Anbau ideal zu sein versprach. Weil das Jahr aber schon weit fortgeschritten war, entschlossen sie sich, zu bleiben.

Der Bach stürzte in einem Wasserfall eine Felswand aus Säulenbasalt hinunter und gluckerte dann noch in weiten Windungen eine halbe Stunde Fußmarsch nach Norden, wo er in den großen Fluss mündete. Das sah Gorkat insofern als Vorteil an, als abseits des Flusses weniger Menschen vorbeikommen würden. Westlich des Baches war das Land flach und erhob sich nur wenig über den Bach, östlich stieg es rasch auf halbe Mannshöhe an. Im Westen blieb das Ufer etwa fünf bis zehn Schritte weit flach, dann aber stieg es auf über Mannshöhe. Und dahinter erstreckte sich eine weite Ebene. Nur dort, wo der Fellbach eine größere Schleife machte, war auch das andere Ufer recht hoch. Auf der Ebene, so hoffte Gorkat jedenfalls, würden die Samen genug Wasser finden.

Vor allem aber war das Tal windgeschützt, und in der Felswand gab es eine große Höhle, in der man bei garstigem Wetter Unterschlupf finden konnte. Später entdeckte Gorkat neben der Höhle einen Felsüberhang, der sich zu einem geschützten Unterschlupf ausbauen ließ. Dort würde es vor allem weniger feucht sein als in der Höhle.

Sie legten ihr Gepäck in der Höhle auf ein paar große Steine neben dem Eingang und begaben sich dann hinunter, um das Gelände genauer zu erkunden. Beim Hinabsteigen geriet Gorkat einen Schritt zu nah an den Wasserfall und wurde entsprechend durchnässt. Alona fand das lustig und lachte hell auf. „Da hat er dir aber das Fell gewaschen“, gluckste sie und hielt die Hand vor den Mund. Gorkat sah sie gespielt böse an und sagte dann mit rauher Kehle, dass er dem Bach damit den Namen Fellbach gebe.

Bevor sie sich um eine bequemere Behausung kümmerten, rodeten sie eine große Fläche, die kaum von Bäumen, aber von vielen Büschen und Gestrüpp bewachsen war. Dabei ließen sie nicht nur die äußeren Büsche als Sichtschutz für ihr Feld stehen, sie verstärkten diese natürliche Umzäunung zusätzlich mit einer Brombeerhecke. Dann säte Gorkat, obwohl es schon reichlich spät für die Aussaat war, die Hälfte des Vorrates an Gerste, Emmer, Dinkel und Einkorn sowie die Erbsen und die Linsen. Den Flachs wollte man im Frühjahr aussäen. Als letzte Arbeit vor Beginn des Winters verschloss er den Eingang zum Feld direkt neben dem Fellbach mit weiteren Brombeerhecken – wobei er einen schmalen Durchgang direkt neben dem Bach aussparte. In die Brombeerhecken warfen sie alles, was auf den Feldern störte. Steine, Büsche, Unkraut, und was so anfiel. Dadurch bildete sich allmählich ein Damm, über den stachelige Brombeeren dicht bei dicht wuchsen. Das verbesserte den Sichtschutz von Jahr zu Jahr.

Gorkat hatte am Fuß der Felsen an einer schwer einsehbaren Stelle mehrere Hütten gebaut und mit Birkenrinde und Schilf gedeckt, wo sie das Getreide, die Erbsen und Linsen sowie die Flachsvorräte und das Feuerholz einlagern wollten, sobald die Ernte eingebracht war. So hatte er es bei Alonas Eltern gesehen, und so wollte er es auch hier machen. In der feuchten Höhle würden die Vorräte zu schnell verderben. Im Frühjahr wurde dann der Rest der Samen ausgesät und auf gute Ernte gehofft. Als Getreide und Gemüse wuchsen und die Hütten zum Lagern der Ernte fertig waren, baute Gorkat aus Baumstämmen, Weidengeflecht, Schilf, Grassoden und Moos oben unter dem Felsüberhang neben der Höhle einen Unterschlupf für den nächsten Winter. Dieser Unterschlupf wurde von Jahr zu Jahr bequemer ausgebaut und erhielt irgendwann den Namen Wohnung.

#### **Leseprobe 4 (Seite 58 - 65)**

### **Sesshaft lebt sich's völlig anders**

Während der Nacht wachten die Frauen abwechselnd an Odais Lager, denn der Verwundete schlief unruhig. Alona, Itizare und Mairena wechselten mehrfach den Verband, was zur Kühlung der Wunde beitrug. Danach schlief Odai immer ein wenig. Am nächsten Morgen wollte Alona Sustraach bitten, Hülsenfrüchte und Getreide zu ernten, aber Sustraach war nicht da. Sein Lager hatte er ordentlich hergerichtet, was Alona vermuten ließ, dass er eine größere Sache vorhatte. Hoffentlich beging er keine Dummheit, denn da draußen musste sich ein Einzelner sehr umsichtig verhalten, wenn er nicht den vielfältigen Gefahren zum Opfer fallen wollte. Mit Bären, Wildschweinrotten und fremden, womöglich feindlichen Horden war nicht zu spaßen. „Den Bären und anderen gefährlichen Tieren auszuweichen hat er ja bei der Jagd gelernt“, dachte Alona, um sich selbst zu beruhigen. „Die werden ihm wohl eher nicht gefährlich werden. Aber andere Jäger sieht man oft so spät, dass man nicht mehr ausweichen kann. Und wenn er plötzlich einer ganzen feindlichen Horde gegenübersteht, dann sind seine Chancen, mit heiler Haut davon zu kommen, nicht gerade rosig. Ich kann nur hoffen, dass alles gut geht.“

Von derartigen Gedanken konnte sich Alona aber jetzt nicht ablenken lassen, zumal sie wusste, dass man ihren Ältesten keinen unbesonnenen Leichtfuß nennen durfte. Sie musste sich um die Versorgung der Gruppe kümmern. Nicht nur mit Nahrung, sondern auch mit Zuversicht für die Zukunft. Deshalb fragte sie Patschi, ob er zusammen mit Lizar und Markel auf die Jagd gehen könne. Sie wolle derweil für pflanzliche Kost sorgen. Dann packte sie sich drei Sicheln und drei Körbe unter den Arm und begab sich mit Enahera und Mairena hinunter, Getreide und Gemüse ernten. Sowohl das Getreide als auch die Erbsen und Linsen waren schon lange reif. In all den Jahren hatten sich die Felder ausgedehnt, die sie einst – um die zwanzig Sommer mochte das nun her sein – zusammen mit Gorkat angelegt hatte. Das alte Getreide warfen sie in den Bach und wuschen die Körbe aus. Dann trockneten sie die Körbe mit abgerupftem, vertrocknetem Gras. Eine tüchtige Menge an Emmer, Einkorn, Erbsen und Linsen waren schnell geerntet. Es stand alles dicht bei dicht. Der Reibstein befand sich auch noch an seinem Platz, und so fiel die nächste Mahlzeit etwas abwechslungsreicher aus. Die Jäger und Sammler kannten als Nahrung praktisch nur am Stock über der Flamme gegrilltes Fleisch. Im Sommer vielleicht ein paar Beeren, Wurzeln, Nüsse oder Pilze dazu. Aber das war nie sehr viel. Heute kamen die drei Jäger mit einem Reh zum Mittagstisch. Es war zwar nicht mehr ganz jung, aber es schmeckte trotzdem. Lizar vermutete, dass in dieser Gegend schon längere Zeit nicht mehr gejagt worden sei, sonst hätten sie das Reh nicht so leicht erlegen können.

»»»»»»»»»»      ««««««««««

In der Nacht hatte sich Sustraach früh aufgemacht, den Kampfplatz von vorgestern aufzusuchen. Er kam dort spät am Nachmittag an und überzeugte sich zunächst davon, dass die feindliche Horde weitergezogen war, indem er den Kampfplatz zuerst weiträumig umschritt und dann die Kreise enger zog. Ständig um geräuschlose Fortbewegung bemüht sah und hörte er sich nach allen Richtungen um. Es war aber niemand zu sehen oder zu hören. Der Kampfplatz zeigte sich nun in drückender Stille. Offenbar hatte sich die feindliche Horde entfernt.

Den Hirsch hatten sie mitgenommen. Vollständig. Benat lag noch so da, wie er gestorben war. Sustraach näherte sich dem Toten sehr langsam und mit äußerster Vorsicht, wobei er ständig die Umgebung mit Augen und Ohren absuchte. Vierzig, vielleicht fünfzig Schritte mochten es sein, die er den Toten über offene Grasfläche ziehen musste, um ihn in das Gebüsch zu bringen, in dem sie vorgestern die Kinder versteckt hatten. Als die Dämmerung hereinbrach, nahm er sein Herz in die Hand, lief so schnell er konnte zu dem Toten, zog die Lanze aus dem Körper, eilte rückwärts keuchend in das Gebüsch, wobei er den toten Anführer unter den Achseln packte und hinter sich herzog. Dann wartete er lange unter Anspannung aller Sinne, bis er sicher sein konnte, dass er nicht bemerkt worden war. Trotzdem nahm er den Verstorbenen langsam auf die Schulter und trug ihn fort, bis er eine Kiefer fand, von der er wieder einen großen Ast abschlug. Danach ließ sich der Tote mit weniger Kraftaufwand transportieren.

Während der gesamten Nacht strebte Sustraach mit großen Schritten dem neuen Heim zu. Als er dort gegen Mittag eintraf, wurde ihm viel Lob zuteil. Alle Frauen, der Bruder und die Halbbrüder sowie alle Kinder bedankten sich dafür, dass er Benat wenigstens als Leiche hierher gebracht hatte. So konnten sie dem beliebten Anführer immerhin die letzte Ehre erweisen.

Vor der westlichen Brombeerhecke hatte Gorkat vor vielen Jahren Birken gepflanzt, um stets Birkenpech als Klebstoff ernten zu können, und Linden, um jederzeit über genügend Bast für die Schnurherstellung zu verfügen. Außerdem hatte er am Bach entlang Weiden angepflanzt, einerseits als Wundmedizin und andererseits zum Flechten von Körben. Dass sein kleiner Wald einmal als Ausgangspunkt für einen Friedhof dienen würde, wäre ihm damals bestimmt nicht in den Sinn gekommen.

Alona fiel auf, dass das Obsidianmesser fehlte, auf das Benat immer so stolz gewesen war. Weil es bereits dunkelte und sich Sustraach schon zur Ruhe gelegt hatte, beschloss man, Benat zeitig am nächsten Morgen beizusetzen.

Dazu hoben sie anderntags kurz nach Sonnenaufgang draußen an der Brombeerhecke unter der Baumreihe eine Grube aus, polsterten sie mit Laub und Zweigen und schmückten den Leichnam so gut es ging. Alle seine Waffen gaben sie ihm frisch gereinigt zurück, ebenso seine Kleider, die sie ihm anzogen. Dann legten sie Benat in die Grube, streuten von den Kindern gesammelte Blumen auf den Leichnam und bedeckten ihn mit Erde. Den dabei entstandenen Grabhügel beschwerten sie mit Steinen und legten ein paar besonders stattliche Basaltssäulen als eine Art Einfassung drum herum. Alona sprach anschließend ein paar freundliche Worte und die Erwachsenen und die Jugendlichen murmelten beifällig.

Den Rest des Tages verbrachten die meisten in sich gekehrt. Es kommt nicht oft vor, dass eine Gruppe von Menschen einen Anführer hat, der von allen respektiert oder gar bewundert wird und zu dem doch jeder zu jedem beliebigen Zeitpunkt mit seinen Problemen und Problemchen kommen kann, wissend dass er ernst genommen wird. Wenn so jemand stirbt, geht keiner, der mit ihm zu tun hatte, so einfach zur Tagesordnung über.

Itizare, Mairena, Patschi, Lizar, Markel, Alona und Sustraach versammelten sich, unabsprochen zwar, aber doch wie verabredet, in der Höhle, entzündeten weit hinten ein großes Feuer und reinigten eine vergleichsweise glatte Felsenfläche. Dort malten sie mit Holzkohle,



gegen Ungeziefer schützen ließ als in Weidenkörben. Die Kornkäfer hoffte er so loszuwerden. Auch Teller und Tassen aus gebranntem Ton schwebten ihm vor und flache Platten, auf denen er neue Dinge ausprobieren konnte. Enahera hatte entdeckt, dass sich ein wohlschmeckendes Getränk herstellen ließ, wenn man heißes Wasser über getrocknete Kamille goss und ein wenig Honig hinzufügte. Sie wollte auch andere Kräuter ausprobieren, aber das erwies sich als sehr mühsam. Heißes Wasser wurde bisher immer nur dadurch hergestellt, dass man heiße Steine in einen Lederbeutel mit Wasser warf, was nicht nur umständlich war, sondern auch viel Leder vernichtete.

Dass Ton herbeigeschafft werden musste, stand für die meisten fest, und dass Sustraach der einzige war, der das konnte, auch. „Deine Mutter hat immer ein wenig Angst gehabt, wenn du auf die Jagd gingst. Es ist zwar immer gut gegangen, aber es könnte ja sein, dass du einfach nur Glück hattest“, ermahnte Odai den Freund. „Bedenke aber“, fuhr er fort, „dass du, wenn du zum Ton Holen aufbrichst, Ziegen als Tragtiere dabei haben wirst. Die musst du vielleicht sogar gegen eine Übermacht verteidigen. Die Ziegen sind Menschen gewöhnt und laufen nicht fort, wenn eine Jagdhorde auf euch zukommt. Hast du dir mal überlegt, wie du dich in einer solchen Situation verhalten willst?“ Sustraach gab zu, dass er darüber noch nicht nachgedacht hätte und dass das Thema ja jetzt noch nicht spruchreif sei. „Zur Not muss ich mich auf meine besseren Waffen verlassen“, entgegnete er obenhin, und Odai erwiderte: „Zur Verteidigung unserer Siedlung genügen sie zweifellos, aber die Herumtreiber sind auch nicht alle dumm und faul. Vielleicht haben die auch ihre Waffen verbessert.“ Das war in der Tat ein Problem, über das man nachdenken sollte. Sustraach vergaß es aber, kaum dass das Thema beendet war. Das hätte er nicht tun sollen.

Nachdem im Herbst die Ernte eingebracht war und der Winter die ersten Vorboten schickte – gelbes und auch rotes Laub fiel schon seit Tagen von den Bäumen, die Vögel zogen nach Süden und das Gras färbte sich gelbgrau –, machte sich Sustraach auf den Weg zu der Stelle, wo sie damals überwintert und er den ‚Papa‘ aus Ton geformt hatte. Er wollte bei Einbruch des Winters zurück sein, denn dann würde es so ungemütlich werden wie früher, als sie noch Herumtreiber waren. Jetzt hatte er weitaus höhere Ansprüche an die Annehmlichkeiten des Lebens. Eigenartigerweise bemerkte er die jahreszeitlich bedingten Veränderungen in der Natur ganz anders als früher. Dass sich im Herbst Laub verfärbte, Vögel kreischend nach Süden flogen und das Gras verdorrte, hatte man früher auch zur Kenntnis genommen, aber nicht weiter darüber nachgedacht. Jetzt erzeugte der Herbst eine besondere Stimmung in ihm. Er schritt deshalb so frohgemut aus, dass die Ziegen, die den Ton tragen sollten, kaum zu folgen vermochten.

Die Stelle mit dem Ton konnte er kaum verfehlen. Er musste nur immer am Gebirge entlang dem Sonnenaufgang entgegen gehen bis zu jenem Hohlweg, der mit schlechten Erinnerungen in seinem Gedächtnis haften geblieben war. Diren, die Hündin, begleitete ihn selbstverständlich und Eloori sowie vier weitere Ziegen. Seine Mutter hatte ihm einen Umhang aus Rehleder mitgegeben, der nicht viel wog, aber den Regen gut abhalten würde. Schnüre zum Spannen hatte er immer in seinem Leinenbeutel. Odai hatte aus Weidenzweigen und Leder fünf Behälter für den Ton hergestellt, die Sustraach nun den Ziegen auf den Rücken band. Anfangs wehrten sie sich ein wenig, aber nach ein paar Tagen hatte sich alles eingespielt. Auf dem Hinweg enthielten die Behälter gemahlenes Getreide und geräuchertes Fleisch, auf dem Rückweg sollten sie mit einer stattlichen Menge Ton gefüllt sein.

Am Abend vor dem Aufbruch hatte Sustraach noch einmal mit seiner Mutter über den Hohlweg geplaudert und vor allem über die Grube, die man in den weichen Ton gegraben hatte, um darin Rehe und Rentiere zu fangen. Weichen, geschmeidigen, hellgelben Ton hatten sie ausgehoben. Damals besaß man keine Verwendung für den Ton, weil Tongeschirr viel zu



Die Nacht verlief ruhig. Morgen wollte er möglichst früh weiterziehen, damit er gegen Abend zu Hause eintraf. Die Dinge verliefen jedoch anders. Diren stieß ihn in der Morgendämmerung mitten im Schlaf äußerst unsanft mit der Schnauze an. Reflexartig griff er zu Pfeil und Bogen und sah gerade noch, wie ein Fremder die kleinste der Ziegen mit dem Speer erlegte. Sustraach spannte den Bogen, da sprang ein Zweiter auf die Lichtung. Der richtete sofort seinen Speer auf Sustraach, woraufhin dieser schoss. Mit der Routine des Naturmenschen legte er unverzüglich einen neuen Pfeil ein und ... Ein dritter Angreifer drängte hinter dem Sterbenden auf die Lichtung. Auch der eröffnete ohne Zögern den Angriff. Der Pfeil traf auch diesen Burschen in die Brust. Inzwischen hatte sich der erste Angreifer Sustraach so weit genähert, dass es auf einen Zweikampf hinauslaufen würde, sollte er den dritten Pfeil nicht mehr rechtzeitig auf die Sehne bekommen.

Es war in der Tat knapp. Wäre der Fremde, der die Ziege erlegt hatte, nicht über eine Wurzel gestolpert, hätte sich Sustraach mit dem Messer verteidigen müssen. Der Schritt, den der Angreifer zur Wiedererlangung seines Gleichgewichtes machen musste, verschaffte Sustraach einen winzigen Zeitvorsprung. Der Fremde wollte gerade zustechen, als auch ihn Sustraachs Pfeil niederstreckte. „Was war das?“ fragte sich Sustraach. „Müssen die fremde Ziegen schlachten um satt zu werden? Oder sind das Wilde, die nicht wissen, dass es Ziegen gibt, die jemandem gehören?“ Jedenfalls war er sich über drei Dinge im Klaren. Die jungen Burschen gehörten zu einer umherstreifenden Horde, die ihm gefährlich werden konnte, sobald die Horde erkannte, dass die drei nicht mehr zurückkehren würden. Er musste schnellstmöglich aufbrechen. Er durfte nichts zurücklassen, was auf ihn als Sieger dieses Kampfes hindeutete. Alles musste mitgenommen werden. Oder unauffindbar versteckt. Früher oder später würde die Horde seine Spur finden und folglich sein Wohngebiet attackieren. Ungewollt hatte er sich einen Feind geschaffen, der vermutlich recht stark war. Denn drei waffenfähige Burschen lässt eine Horde nicht auf die Jagd gehen, wenn sie dadurch zu viel an eigenem Schutz verliert. Also mussten noch vergleichsweise viele Waffenfähige zu der Horde gehören.

Sustraach warf nur einen kurzen Blick auf die drei Getöteten. Er kannte keinen. Er musste aber annehmen, dass zu deren Horde auch Hunde gehörten, und die finden die Toten rasch, gleichgültig, ob er sie verscharrt, versteckt oder einfach liegen lässt. Er ließ sie also liegen, schnitt der toten Ziege den Bauch auf und ließ die Innereien in den Bach gleiten. Danach trennte er Kopf und Beine ab, damit sie möglichst wenig wog. Auch den Kopf und die Beine warf er in den Bach. Dann sattelte er rasch die vier Ziegen, band sie aneinander, baute sein Zelt ab und überredete Diren, sich den Tragsattel der toten Ziege umschnallen zu lassen. Diren erwies sich stets als ein kluger Begleiter seines Herrn und akzeptierte die Zumutung nach einigem Murren. Aus dem Umstand, dass kein weiterer Angriff erfolgte, schloss Sustraach, dass sich die anderen Mitglieder der Horde nicht in der Nähe befanden.

Als er alles geregelt glaubte, schaute er sich noch einmal genau um, damit ihm keine Unachtsamkeit unterliefe, band sich das Zeltdach um den Arm, warf sich den Rest der toten Ziege über die Schulter und durchquerte vorsichtig um sich blickend den Eingang zur Lichtung. Er strebte, so rasch das bei dem Zottelgang der Ziegen möglich war, an den Fuß der Bergkette, denn dort hoffte er auf felsigem Untergrund weniger Spuren zu hinterlassen.

Die tote Ziege drückte schwer auf seinen Schultern, aber er konnte sie nicht den Gegnern überlassen und damit womöglich deren Versorgungsprobleme lösen. Das hätte ihre Verfolgung unter Umständen beschleunigt. Auch unterwegs konnte er sich ihrer nicht entledigen, denn das hätte seinen Gegnern die Verfolgung erleichtert. Er musste sie wohl oder übel tragen.



Am späten Nachmittag begann es zu regnen. Bald mischten sich Schneeflocken unter den Regen. Sustraach suchte nach einer Gelegenheit, die Ziegen fressen zu lassen, denn ohne Futter würden die bald aufsässig werden. Er selbst und Diren waren es gewohnt, auch längere Zeit ohne Nahrungsaufnahme durchzuhalten, aber die Ziegen brauchten dringend eine Futterpause. Also band er die Ziegen an einen Baum mit viel Gras drumherum und gab Diren ein paar Stücke von der toten Ziege. Dann ging er mit Diren das Gelände erkunden. Er musste eventuelle Verfolger in die Irre führen. Das würde selbst im Dunkeln nicht leicht sein, denn die Hunde orientierten sich am Geruch. Und Ziegen verströmen eine ganze Menge davon.

Zum Glück führte ein Taleinschnitt ins Gebirge, und am Anfang des Taleinschnittes lag der meiste Fels blank. Ein dünnes Bächlein plätscherte emsig zu Tal. Sustraach holte nun die Ziegen herbei, folgte neben dem Rinnsal gehend dem Tal aufwärts, bis der Boden wieder stärker grasbewachsen ausschaute, und schnitt dann mehrere Stücke Fleisch aus der toten Ziege. Die legte er so auf den Boden, als hätte er sie verloren. Wenn die Hunde der Gegner hinreichend hungrig sein sollten, würden sie zuerst das Fleisch fressen. Die Horde, so hoffte er, würde derweil den Weg verfolgen und das Tal hinauf gehen. Deshalb warf er noch ein paar Fleischstücke weit hinauf in den Taleinschnitt. Als er alles so hergerichtet hatte, dass er meinte, es sähe glaubhaft aus, kehrte er zusammen mit seinen Tieren wieder um. Zwar auf dem Weg, den sie gekommen waren, aber diesmal in dem Rinnsal gehend. Und dann noch ein gutes Stück darüber hinaus. An einer Stelle, die wieder recht steinig war, verließen alle den Bach und setzten ihren Heimweg fort. „Vor Einbruch der Dunkelheit werden wir es nicht schaffen, aber nicht allzu lange danach müssten wir zu Hause ankommen“, überlegte Sustraach. „Wenn meine List verfängt, sind wir gerettet.“

Sie verfiel, die List – falls ihm überhaupt schon jemand gefolgt war. Seine Tiere verfielen zusehends in eine schnellere Gangart, als ob sie die Heimat ahnten. Sustraach, Diren und die vier Ziegen erreichten das Heim lange vor Mitternacht. Unbehelligt. Nun aber galt es, alle nötigen Vorkehrungen zu treffen. Mit Entsetzen stellte er fest, dass im Haus alle schliefen. „Alles schläft! Niemand ist wach!“, dachte er. Es erwachte auch niemand, als Sustraach den Rest der toten Ziege im hinteren Teil des Hauses an einen Deckenbalken hängte, danach Diren und die anderen Ziegen von ihren Lasten befreite und schließlich die Ziegen zu den anderen in den Stall trieb. Es gab zwar ein wenig Unruhe unter den Tieren, aber auch davon schien niemand aufzuwachen. Sustraach wurde mit einem Schlag klar, dass das Haus eine Einladung für jeden feindlichen Überfall darstellte. Das musste schnellstens geändert werden. Er weckte zuerst Odai und danach all die anderen und berichtete, was geschehen war. Sofort teilte Odai eine Wache ein, die sich abwechseln sollte. Und zwar bewaffnet. Immer zwei Personen. Während der gesamten Nacht.

„Hast du eine Ahnung, zu welcher Gruppe die drei Männer gehörten?“, wollte Odai wissen, aber Sustraach wusste es nicht und hatte auch keinen Verdacht. „Zu Erramuns Leuten können sie nicht gehören“, erwiderte er. „Als wir uns trennten, hatten sie keine Buben in dem entsprechenden Alter.“

„Vielleicht ist eine neue Gruppe in diese Gegend gekommen?“, fragte sich Odai. „Schwer vorstellbar“, erwiderte Sustraach. „Weil wir im Umkreis eines Tagesmarsches alles Wild jagen, werden andere entsprechend weniger finden.“ Odai erinnerte jedoch daran, dass der Überfall an der Grenze eines Tagesmarsches stattgefunden habe, und da sei mit entsprechend mehr Wild zu rechnen.

„Wir müssen unter allen Umständen Vorsorge gegen feindliche Angriffe treffen“, knurrte Odai und blickte entschlossen drein. „Wir sind zwar zahlenmäßig weitaus stärker als jede umherstreifende Horde.“

„Aber die Herumtreiber werden auch neue Techniken entwickelt haben. Die wissen doch auch, dass in den Dörfern mehr Menschen satt werden und dass sie sich dagegen was ausdenken müssen“, konterte Sustraach. „Zwischen uns Sesshaften und den Herumtreibern wird es nie zum Frieden kommen“, schnaubte Odai, und Sustraach bestätigte: „Es wird immer Zank geben zwischen den ewig Gestrigen, die nichts anderes wollen, als dass alles so bleibt wie es ist, und denen, die erkannt haben, dass sie den Fortschritt weder machen noch verhindern können, weil der Fortschritt ganz einfach geschieht. Ob uns das passt oder nicht. Uns gehört die Zukunft, weil wir den Fortschritt akzeptieren und unsere Zukunft aktiv gestalten.“

„Dreie hast du ja nun schon erledigt“, frotzelte Odai. „Für Herumtreiberhorden ist fünfzehn so eine Art Obergrenze. Allenfalls zwanzig können die mal eine Zeit lang ernähren. Wir sind inzwischen fast dreimal so viele. Da brauchen wir uns nicht zu fürchten.“

„Es sei denn, die haben sich etwas Neues ausgedacht“, gab Sustraach zu bedenken. „Dann könnten sie uns zumindest größeren Schaden zufügen.“

### **Leseprobe 6 (Seite 203 - 218)**

## **Der Mensch muss schlafen, die Götter nicht**

„Nur ein äußerer Feind kann ein Interesse daran haben, dass es uns schlecht geht“, ließ Odai schließlich das Ergebnis seines Grübelns wissen. „Aber er braucht einen Helfer in unserer Mitte“, funkte Alona energisch dazwischen, „denn wenn sich hier ein Fremder herumgetrieben hätte, wäre uns der aufgefallen.“ Das war nicht von der Hand zu weisen. „Wer tut denn so etwas?“, stöhnte Odai verzweifelt. „Ich fürchte, die Frage werden wir heute nicht klären“, schaltete sich Sustraach ein. „Und wenn wir ihn denn hätten“, fuhr er fort, „was würden wir mit ihm machen?“

„Erschl...“, hob Odai an, aber ihm blieb der Satz in der Kehle stecken, als seine Mutter die Hand hob und sagte: „So geht ihr immer mit euren Problemen um. Aber die werden dadurch nicht gelöst. Auf diese Weise wird immer nur der Grundstein für neue Gräueltaten gelegt.“ Nach einer Pause hörbar tiefen Verschnaufens fuhr sie fort: „Fragt euch mal, warum so einer so etwas tut.“ Sie verschränkte die Arme vor der Brust und versicherte: „Solche Sachen haben immer eine Vorgeschichte.“ Itizare steckte einen Krümel vom Abendessen in den Mund und behauptete unmerklich kauend: „Falls wir den Täter finden und nicht erschlagen, dann können wir ihn vielleicht in seiner Meinung umdrehen. Zum Beispiel kann er beim Wiederaufbau des Kalenders helfen. Oder sonst welche Arbeiten übernehmen, um andere zu entlasten. Oder er hilft jemand bei einer besonders schweren Arbeit. Mit Totschlagen wurde noch nie ein Problem aus der Welt geschafft.“

Itizares Gedanken waren so neu für die Gruppe, dass ihre Zuhörer erst einmal darauf herumkauen mussten. Alona hätte man eine solche Rede zugetraut, aber Itizare ...? Offenbar hatte sich nicht nur etwas in den technischen Belangen geändert, sondern auch in der Denkweise. Übeltäter mitwirken lassen? Ohne einen einzigen Schlag mit dem Faustkeil auf den Kopf? Ist man sich da seines Lebens noch sicher? Wie kann jemand seine Gedanken, seine Überzeugungen, seine Loyalitäten umdrehen? Nur weil eine Mehrheit anders denkt als er? Das war doch die blanke Revolution!

Odai glaubte nicht, dass sich das Problem auf dieser Basis lösen ließe. Er fragte mit metallener Stimme, wer ihm dabei zu helfen gedenke, den Kalender wieder aufzubauen. Sustraach und Schavien waren dabei – und sonst niemand. „Sobald wir die Messpunkte haben, wird der Kalender aus Stein gebaut!“, polterte Odai, dass es alle im Haus hörten.

Am nächsten Morgen rammten Sustraach und Schavien den dicken Pfahl wieder in das Versuchsfeld und wollten dann beim Sonnenaufgang mit der Sonnenpeilung den ersten Haselnussstab setzen. Da tauchten Enahera und Mairena auf und behaupteten, dass sie das auch machen könnten. Ihnen sei es wichtig, dass brauchbarer Ton gefunden würde. Weil die Männer inzwischen die Vorzüge gehobener Kochkunst schätzen gelernt hatten, stimmten sie dem Ansinnen der Frauen zu. „Dann helft bitte dem Odai beim Wiederaufbau seines Kalenders und wir suchen den Ton“, äußerten sie sinngemäß. Jedenfalls rüsteten sie sich für einen langen Tag des Suchens. „Wenn es in den Hohlwegen des Gebirges nur den einen Weg mit Tonuntergrund gibt“, überlegte Odai, „dann scheint das ja kein typisches Merkmal zu sein. Sucht doch mal an ganz anderer Stelle!“

„Das Verrückteste wäre, wenn wir oben auf dem Plateau über dem Wasserfall suchen würden“, kicherte Schavien. „Da gibt’s bestimmt keinen Ton.“

„Das lässt sich ja feststellen“, entgegnete Sustraach. „Den Steig von der Höhle hinauf bin ich als Kind oft geklettert. Der wird ja wohl noch da sein.“ Er war noch da, und Sustraach kletterte, als die Sonne schon so hoch stand, dass man die Gefahrenstellen gut erkennen konnte, voran. Als sie schwer schnaufend oben ankamen, setzte sich Schavien erst einmal auf einen großen Stein und ließ die Arme hängen. Dann deutete er auf die Baumgruppe bei den Gräbern und sagte: „Da geht ein Mann auf die Bäume zu, aber so komisch, wie ich das noch nie gesehen habe.“ Sustraach blickte nun auch hinüber und sah, wie sich ein alter Bekannter dem Gebüsch hinter den Bäumen näherte. „Das ist Erramun“, sagte er. „Der geht immer wie ein Bär, der vor einem Bienenschwarm weggerannt und in einen Sumpf geraten ist.“

„Du kennst den?“, erkundigte sich Schavien und Sustraach antwortete: „Und ob ich den kenne. Das ist ein ganz übler Zeitgenosse. Sein Bruder hat meinen Vater wegen einer Nichtigkeit erschlagen. Dann wurde dieser Bruder von dem Bär im Sumpf da drüben mein Stiefvater. Meine Mutter hat ihn später erstochen. Aber erst, nachdem uns dieser Gewaltmensch, Matir hat er geheißsen, Inakit und Haitaz beschert hat. Die beiden sind auch nicht viel wert. Die sind genauso falsch wie ihr Vater und der böse Erramun da drüben. Du wirst bemerkt haben, dass ich denen aus dem Weg gehe.“

„Nicht nur du“, entgegnete Schavien. „Eigentlich alle Erwachsenen, sogar ihre Mutter.“

„Da sind sie“, stieß Sustraach zischend hervor und deutete auf zwei Gestalten, die vom Haus aus ebenfalls zu der Baumgruppe hin strebten. „Inakit und Haitaz. Man hätte es ahnen können.“ Schavien schaute ihn etwas ratlos an, weshalb Sustraach erläuterte. „Einerseits haben die beiden immer nur Unfug im Kopf, der uns stets zum Schaden gereicht, andererseits sind die nicht helle genug, um den Blödsinn auszuhecken. Wenn aber der Erramun dahintersteckt, dann wird die Sache verständlich. Beobachten wir sie halt. Mehr können wir im Moment nicht tun.“ Erramun und seine beiden Neffen hockten lange im Gebüsch. Sustraach hätte sie nur zu gerne belauscht, aber das ließ sich leider nicht bewerkstelligen. Als die beiden Brüder wieder zurück zum Haus gingen, schlurfte auch Erramun davon. „Der Inakit hat die Jugendlichen in zwei Lager gespalten“, bemerkte Schavien, „einige, die ihn nicht mögen und die meisten, die seine Faxen ganz toll finden. Ist dir das noch nicht aufgefallen?“ Sustraach musste zugeben, dass er das noch nicht bemerkt hatte. Seine Halbbrüder waren ihm zuwider, und deshalb hielt er sich von ihnen fern.

Danach gruben Sustraach und Schavien an mehreren verschiedenen Stellen den Boden auf, aber Ton fanden sie auch hier nicht. Auf dem Rückweg fragte sich Sustraach halblaut, ob man den anderen von dem beobachteten Treffen erzählen soll. „Nur Alona und Odai würde ich informieren“, schlug Schavien vor. „Bei den anderen besteht die Gefahr, dass sie sich verplappern.“ So sah das auch Sustraach und deshalb setzte er nur die beiden ins Bild. „Dass die

zwei Verrecker mit der Sache zu tun haben, habe ich von Anfang an vermutet“, knurrte Odai. „Aber solange wir nichts beweisen können, müssen wir so tun als wüssten wir nichts.“

„Wie steht es denn um den Kalender?“, fragte Sustraach und Odai antwortete: „Wir scheinen uns noch weit vor der Tag-und-Nacht-Gleiche zu befinden. Bei Einkorn ist der Aussaattag zum Glück nicht so bestimmend. Das werden wir einigermaßen hinkriegen, auch wenn es nicht genau passt.“ Nach einer Pause fuhr er fort. „Vielleicht säen wir diesmal weniger Dinkel und Emmer, weil die genauer gesät werden wollen, und bringen mehr Einkorn in die Erde.“

„Und der Rest?“, hakte Sustraach nach. „Erbsen, Linsen und Leinsaat werden wir wahrscheinlich hinkriegen“, gab sich Odai hoffnungsvoll, „weil ich denke, dass wir die Tag-und-Nacht-Gleiche vom Kalender her gesehen wieder in den Griff kriegen. Und diese Sorten werden ja erst danach gesät.“

Als Schavien und Sustraach Odai sehr intensiv anblickten, sah man förmlich Odais Zornesader schwellen: „Und wenn wir die Tag-und-Nacht-Gleiche haben“, dabei schnaufte er viermal kräftig durch und sagte dann sehr laut: „dann bauen wir, wie ich es gesagt habe, den Kalender aus Stein!“ Sustraach glaubte Schluckauf unterdrücken zu müssen als er fragte: „Hä?“ Odai plusterte sich noch mehr auf und predigte in beherrschendem Ton: „Mehr als ein Drittel unserer Annehmlichkeiten hängt von dem Aussaatkalender ab. Unser Getreide, unser Gemüse, unser Leinen, unser Winterfutter für die Tiere, und, und, und. Sollen wir das vielleicht in den Wind schreiben?“ Das wollte natürlich niemand. Wer einmal die angenehmere Art zu leben kennengelernt hatte, wollte sie nicht mehr missen, es sei denn, er ist besonders verbohrt.

Odai hatte sich noch immer nicht beruhigt. „Seit wir hier siedeln, haben wir sehr viel freie Zeit gewonnen. Die meisten nützen diesen Zugewinn an Freiheit, um nützliche Dinge für sich herzustellen. Aber es gibt auch welche, vor allem Jugendliche, die mit der geschenkten Zeit nichts anzufangen wissen.“ Odai war darüber ganz und gar nicht glücklich und überlegte, was man unternehmen könnte, damit die geschenkte Zeit sinnvoll genutzt würde. Sollte man gemeinsam irgendwelche Aktivitäten in die Wege leiten? Wettkampfspiele zum Beispiel? Oder gemeinsam Lieder singen? Oder den Jugendlichen größere Gemeinschaftsaufgaben zuweisen? Und welche könnten das sein? Auch Sustraach sah darin ein Problem, wusste aber ebenfalls keine Lösung. „Wenn man sie etwas Großes bauen lässt“, überlegte Odai, „dann sind sie hinterher stolz auf ihre Leistung. Was könnten wir sie denn bauen lassen? Am besten, wir nehmen sie beim Bau des Kalenders aus Stein besonders hart ran. Ich darf am Schluss nur nicht vergessen, sie dafür zu loben.“

»»»»»»»»»»      ««««««««««

„Der Pfahl in der Mitte hat mich schon immer gestört“, behauptete Sustraach abends beim Feuer. „Er ist zu dick. Man kann nicht durch ihn hindurchsehen. Die Steine werden noch viel dicker ausfallen“, vermutete er weiter. Auch Odai hatte den Nachteil erkannt und über eine Lösung nachgedacht: „Als Messpunkte müssen wir eine schmale Lücke zwischen zwei Steinsäulen vorsehen.“

„Als Ersatz für die Haselnussstöcke?“, fragte Schavien und Odai bejahte. „Dann haben wir aber keinen Schatten und kein oberes Ende wie bei den Stöcken.“ Das gab Odai zu und erklärte: „In die Mitte muss ein besonders spitzer Kegel und der darf nicht allzu hoch aufragen.“ Sustraach und Schavien stimmten schließlich, wenn auch ein wenig widerwillig, zu mit dem Steinkalender anzufangen, sobald die Tag-und-Nacht-Gleiche wieder markiert worden sei. Das konnte noch ein paar Tage dauern. „Die Lücke zwischen zwei Steinsäulen darf nicht besonders eng sein“, gab Sustraach nach längerem Grübeln zu bedenken, „sie muss genau so

breit sein wie die Sonne bei ihrem Aufgang und bei ihrem Untergang. Nur dann können wir sicher sein, keinen großen Fehler zu machen. Wenn die Lücke enger ist, wissen wir nicht, an welcher Stelle sich die Sonne bei der Beobachtung wirklich befindet.“

Enahera wollte wissen, ob endlich Ton gefunden worden sei. Diesbezüglich ließ sich leider keine frohe Botschaft vermelden. „In einigen Hohlwegen fanden wir wenigstens Lehm“, berichtete Schavien, „aber da oben findest du rein gar nichts. Nur gelbe Erde, braune Erde, Steine und Felsen.“

„Vielleicht müssen wir nicht nach Hohlwegen suchen, sondern nach leicht abfallendem Gelände“, überlegte Odai. „Wir haben keine Ahnung, wie die verschiedenen Arten von Felsen und die Erdsorten dort hingekommen sind, und da können wir uns auch keine Vorstellung davon machen, wo wir suchen müssen.“

„Etwas flussaufwärts von hier gibt es ein schwach abfallendes Gelände“, wusste Sustraach von seinen Jagdausflügen. „Da können wir es morgen probieren.“

„Seht euch aber vor“, warnte Odai. „Du hast doch selbst gesehen, dass Erramun in diese Richtung gegangen ist.“ Der Gedanke an Erramun behagte Sustraach ganz und gar nicht. Aber er wusste keine andere Stelle mit leicht abfallendem Gelände. „Wenn dir morgen die beiden Frauen wieder beim Kalender helfen“, willigte Sustraach schließlich ein, „versuche ich noch ein paar Waffenfähige zu überreden, uns zu begleiten. Wenn wir zu viert oder fünft sind, wird uns Erramun in Ruhe lassen.“

„Vergiss nicht seine Brüder“, warnte Odai. „Die hast du uns doch auch als sehr bösartig beschrieben.“

„Das ist wahr“, bestätigte Sustraach. „Könnten die perfekten Vorbilder für Inakit und Haitaz gewesen sein.“

Drei Tage lang untersuchte Sustraach mit seinen Gefährten das Gebiet. Vier Männer hackten Löcher in den Boden, der fünfte beobachtete das Gelände, um feindliche Angriffe rechtzeitig zu melden. Am Nachmittag fanden sie eine Stelle mit Ton. Rein weiß war er nicht. Aber immerhin. Wenn man das Braune mit Wasser wegschlämmte, konnte man aus dem Rest vielleicht brauchbare Schüsseln herstellen. Sie wollten die Suche anderntags fortsetzen, aber Odai bat sie, bei der Einkornaussaat zu helfen. Er glaubte, den günstigen Zeitpunkt einigermaßen getroffen zu haben. „So ähnlich war bei unserem früheren Holzkalender der Winkel für die Einkornaussaat“, erzählte er hoffnungsfroh. „Wir säen auf einem größeren Stück Land Einkorn. Vielleicht funktioniert es ja. Auf die restlichen Felder säen wir übermorgen Emmer und Dinkel. Danach habt ihr fünf Tage Zeit nach Ton zu suchen.“

Die Frauen und die größeren Kinder hatten die Felder seit Tagen bearbeitet. Unkraut entfernt, Steine weggetragen und den Boden aufgehackt. Am Abend war das Einkorn gesät. Auf dem größten Feld der Siedlung. Große Saatkörner gleichmäßig auf der Erde verteilt und mit etwa anderthalb Finger hoch Erde bedeckt. So weit man das beim Unterhacken mit der Knochenhacke beurteilen konnte. Aber das hatte in den vergangenen Jahren ja auch immer geklappt. Am folgenden Tag säten sie auf gleiche Weise Emmer und Dinkel, und dann lungerten sie einen geschlagenen Tag lang im Haus herum. Ausruhen und Kräfte sammeln. Nach so viel Anstrengung wollte Sustraach nichts unternehmen, bei dem er mit Erramuns Horde aneinandergeraten könnte.

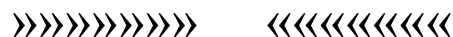
Als hätte sie das Schicksal belohnen wollen, fand der jüngste der Gefährten eine Stelle mit leidlich weißem Ton. Nicht einmal einen halben Tagesweg von der Siedlung entfernt. Sie

stopften die mitgebrachten Ledertücher voller Tonbrocken und machten sich unverzüglich auf den Heimweg. Odai freute sich nur kurz über den Fund, dann besprach er mit den anderen, wie er den Steinkalender aufzubauen gedachte. „Wir brauchen die Tag-und-Nacht-Gleiche und einen Termingeber für das Einkorn. Denn das muss vor der Tag-und-Nacht-Gleiche in den Boden. Emmer und Dinkel werden immer am folgenden Tag nach dem Einkorn gesät und die Erbsen drei Tage nach der Tag-und-Nacht-Gleiche. Das können wir uns auch so merken. Für die Linsen brauchen wir dann noch einen Termingeber und für die Leinsaat. Die Gerste kommt drei Tage nach der Herbst-Tag-und-Nacht-Gleiche in den Boden. Dazu brauchen wir keine Markierung. Das alles müsste sich mit dem Säulenbasalt gut aufbauen lassen.“

„Wir sollten uns möglichst gerade Säulen aussuchen, denn dann können wir die Spalten zwischen zwei Säulen besonders eng machen“, schlug Schavien vor. Odai fügte noch hinzu: „Für den längsten und den kürzesten Tag des Jahres, die Sonnenwenden, können wir auch ein paar Steine setzen, dann sieht die Anlage schön rund aus.“

Odai hatte schon seit Tagen lange, gerade Basaltsäulen ausgesucht. Mit Kiefernästen ließen die sich aber nicht bewegen. So stattliche Äste gab es nicht. Wie also transportieren? Sustraach band schließlich mehrere Kiefernäste nebeneinander, dann rollten sie die erste Basaltsäule darauf, und schließlich half fast die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes mit, die Säulen an ihren Bestimmungsort zu ziehen. Es ging leidlich. Anfangs geradeso eben, mit der Zeit aber immer besser.

Odai hatte sich nach und nach überlegt, dass man eine von allen im Dorf respektierte Person zu einer Art Zeremonienmeister oder Priester oder wie man das nennen will einsetzen könne, der behauptete, mit den Göttern – die alles wissen, alles sehen, alles hören und jeden bestrafen können, der Unheil plant – zu reden. Der Priester kann dann verkünden, was die Götter beschlossen haben, ob sie gnädig gestimmt sind oder in Aufruhr. Das sollte wenigstens einige der Tagediebe dazu bringen, kein Unheil anzurichten. Der Priester sollte hin und wieder ein Fest ausrichten, bei dem viel und gut gegessen und getrunken wird. Das müsste die meisten Dorfbewohner bei der Stange halten. Mit denen, die danach immer noch Unheil planen, wird man dann zumindest leichter fertig. Wenn er so etwas zustande brächte, so glaubte Odai, gäbe es auch kein Gemurre bei den Arbeiten an dem neuen Aussaatkalender aus Stein.



Es dauerte Tage, bis alle von Odai ausgesuchten Säulen dort lagen, wo sie in die Erde gesenkt werden sollten. Eine stattliche Anzahl weit übermannshoher Säulen. Dann forderte Mairena, dass man nun für das Fortsetzen der Arbeit neue Kraft sammeln müsse. „Das halte ich auch für besser“, mischte sich Alona ein, „sonst setzt ihr die Säulen womöglich krumm und schief.“ Odai gefiel der Gedanke kein bisschen, aber er musste sich fügen, denn zur Arbeit zwingen konnte er niemanden.

Enahera schlug am nächsten Tag vor, sich die Stelle zeigen zu lassen, wo man den Ton gefunden hatte. Das konnten die Männer nicht einfach hinnehmen. „Ich begleite euch“, bot sich Sustraach an. „Wir können die Lederbeutel ausleeren und dann neuen Ton holen.“ Dem Trupp schlossen sich schließlich noch ein paar weitere Männer an, und so lag am Abend eine stattliche Menge an Ton in der Arbeitsecke, die Odai für seine Versuche als eine Art Töpferei auserkoren hatte. Am nächsten Morgen ließ er sich auch noch überreden, den Frauen zu zeigen, wie man Tassen und Schüsseln anfertigt und schließlich brennt. Dann aber mussten die Erbsen gesät werden.

Bis zur Aussaat der Linsen blieben noch ein paar Tage Zeit. Die nutzte Odai für das Setzen der ersten beiden Säulen. Es waren die, zwischen denen die Sonne am Morgen der Tag-und-

Nacht-Gleiche aufgehen würde, wenn man sie von der Platzmitte aus – oder von der gegenüberliegenden Seite der Kalenderrundung aus – beobachtete.

Bevor die jungen Männer, die sich für diese Arbeit bereit erklärt hatten, mit Hacken und Schaufeln aus Schulterblättern von Ziegen und Schweinen die Erde aushoben, stellte sich Odai vor sie hin und hielt folgende Ansprache: „Ihr wisst, dass wir hier in unserem Dorf ein angenehmeres Leben haben als die Herumtreiber, die am Morgen noch nicht wissen, woher sie für den Rest des Tages etwas zu Essen bekommen sollen. Sofern sie überhaupt etwas zu Essen finden und erjagen.“ Das anschließende Gemurmel wertete Odai als Zustimmung zu seinen Worten, und er fuhr fort: „Das angenehmere Leben wird uns natürlich nicht geschenkt. Wir müssen dafür arbeiten oder besser gesagt etwas leisten wie ihr wisst, und wir müssen uns dafür an die Spielregeln halten, die uns die Natur vorgibt. Die Natur verlangt, dass wir die Pflanzen, die unseren üppigen Speiseplan aus Ziegen-, Schweine- und Gänsefleisch bereichern, zur richtigen Zeit aussäen. Um den richtigen Zeitpunkt zu erfahren, brauchen wir einen Aussaatkalender, den wir jetzt aus Stein errichten wollen. Wir hatten lange Zeit einen einfachen Kalender aus Holz, der uns gute Dienste geleistet hat, der aber von bösen Menschen zerstört wurde, um unsere Lebensweise zu verschlechtern.“ Odai machte eine Pause, um den jungen Männern Gelegenheit zu geben, über seine Worte nachzudenken. Dann setzte er seine Rede fort: „Wir wissen nicht, warum sie das taten, aber es zeigt uns, dass es zwei Denkweisen gibt, die auch gleichzeitig in einer Gemeinschaft wie der unseren nebeneinander bestehen können. Eine, die dem Wohl aller dient, und eine, die dem Wohl aller schaden soll. Ich kann mir das nur so erklären, dass jenseitige Mächte Einfluss auf einige von uns nehmen.“ Jetzt machte Odai eine längere Pause, um die Wirkung seiner Worte auf den Gesichtern seiner Zuhörer zu studieren. „Ob die Mächte des Jenseits die Geister Verstorbener sind oder Naturgeister, die schon immer hier wohnten, weiß ich nicht. Aber es gibt sie offenbar, denn anders ist die Zerstörung unseres Kalenders nicht zu erklären. Wer immer versucht, aus der anderen Welt heraus Einfluss auf unser Leben zu nehmen, sollte gnädig gestimmt werden, damit er uns wohlwollend gesonnen ist.“ Inzwischen waren fast alle Bewohner des Dorfes herbeigekommen und bildeten einen großen Kreis um den Redner. „Wie willst du das denn machen?“, fragte einer der neu Hinzugekommenen, und Odai antwortete spontan, ohne langes Nachdenken: „Das ist nicht einfach. Wir müssen herausfinden, was die Geister haben wollen, und das müssen wir ihnen dann geben.“ Auch hier machte Odai eine Pause, bevor er seine Stimme wieder erhob: „Wenn uns die Geister des Jenseits eine Mitteilung machen wollen, werden sie dazu Mittel und Wege finden. Die Zerstörung des Kalenders beweist, dass sie das können, denn sie haben es bereits getan“, und nach kurzem Atemholen fügte er hinzu: „Wehe denen, die Übles für unsere Gemeinschaft planen!“